Vierundvierzigster Bericht

über das

# Königliche Realgymnasium

## nebst Progymnasium

zu

## Annaberg,

womit

zu den Dienstag und Mittwoch, den 29. und 30. März,

stattfindenden

öffentlichen Prüfungen

und

dem Donnerstag, den 31. März, abzuhaltenden Schauturnen

ergebenst einladet

Prof. **Bruno Berlet,** Rektor.

Voranstehend:

## Montesquieus Verdienst um die römische Geschichte.

Vom Oberlehrer **Eberhard Seidel.**



1887. Progr. No. 511.

ANNABERG 1887.
Druck von C. E. Kästner.

**Auf Wunsch sind nicht allen Exemplaren die Schulnachrichten beigefügt worden.**

# Montesquieus Verdienst um die römische Geschichte.

Die moderne Geschichtsforschung verdankt ihre Entstehung und erste Ausbildung dem Geiste Barthold Georg Niebuhrs, der im Winter 1810/11 an der neugegründeten Universität zu Berlin über römische Geschichte zu lesen begann. Hier erschien auch als Frucht dieser Vorlesungen 1811 seine „Römische Geschichte" in zwei Bänden. Er war der erste Deutsche, welcher an eine kritische Bearbeitung derselben herantrat. Was bis dahin Bedeutendes geleistet worden war, kam aus Italien, England und Frankreich. Zu diesen Arbeiten gehören Montesquieus considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence[1], die sich lange in dem Ansehen eines epochemachenden Werkes erhielten und noch heutzutage gelesen und mit Recht bewundert werden, wenn man erwägt, dass es damals noch keine feste Methode der Forschung gab und der Wert der Sonderung und Prüfung der Quellen noch nicht erkannt und nutzbar gemacht worden war. So entbehrt das Werk Montesquieus freilich eines für die Geschichtsforschung äusserst wichtigen Faktors, der Quellenkritik, dennoch ist es ein Denkmal der Kunst, Geschichte zu schreiben. Denn der Geschichtsschreiber darf nicht nur Forscher, er muss auch Betrachter und lichtvoller Darsteller sein. Er muss die wirkenden Kräfte, welche Richtung und Anstoss verleihen, in der Geschichte erkennen, den ursächlichen Zusammenhang der Begebenheiten ergründen. Zu der Sammlung des Stoffes und seiner Durchforschung muss noch etwas Höheres hinzukommen, um das innere Leben sichtbar zu machen. Dieses beseelende Princip in der Geschichte nennt Wilhelm von Humboldt[2] die „Ideen". „Die Ereignisse der Geschichte", sagt er, „liegen noch viel weniger als die Erscheinungen der Sinnenwelt so offen da, dass man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständnis ist nur das vereinte Erzeugnis ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt". Doch ist nach ihm nicht mit bestimmten, vorgefassten Ideen an die Geschichte heranzutreten, sondern „aus der Fülle der Begebenheiten selbst, durch die mit echt historischem Sinne unternommene Betrachtung derselben" müssen die Ideen „im Geiste entspringen". Unter diesen „Ideen" versteht also Humboldt jede geistige Auffassungsweise, welche das innere Wesen einer Begebenheit zu erkennen strebt. Und in diesem Sinne ist auch Montesquieu den wahren Historikern zuzuzählen. Zweck der nachfolgenden Abhandlung ist es, an dem Inhalte der Considérations das Verdienst Montesquieus um die römische Geschichte zu zeigen. Der Würdigung dieses Verdienstes des Mannes soll eine Übersicht über die Bearbeitungen der römischen Geschichte vor Montesquieu vorangehen, welche sämtlich nicht die ganze römische Geschichte umfassen.

---

[1] 1734 zuerst in Amsterdam erschienen, eine neue Auflage 1748 in Paris.

[2] In seiner Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers", Berlin 1822, einem Aufsatze über Geschichtsschreibung, der sich noch heute grosser Autorität erfreut.

# I.

Dem Altertume blieb das Mittelalter[3] weit nach in der Kunst der Geschichtsschreibung. Seit dem Verfalle des römischen Weltreiches wurde über das Ganze der römischen Geschichte nichts Erhebliches mehr geschrieben. Der historische Sinn, der Sinn, historische Thatsachen niederzuschreiben und aufzubewahren, dem wir aus dem Altertume eine grosse Anzahl bedeutender Geschichtswerke verdanken, ging zugleich mit dem Verfall der Wissenschaften verloren. Die Fähigkeit zu beobachten, das Beobachtete in Gedanken zusammenzufassen und den Gedanken Wort und Ausdruck zu verleihen, erlosch samt dem Interesse des Zeitalters an der Geschichte und geschichtlicher Darstellung. Römische Geschichtsschreiber und zwar die unbedeutendsten, einen Florus und Eutropius, die beide nur einen Abriss der Geschichte Roms geben, Aurelius Victor und Valerius Maximus las man in den Schulen. Das wissenschaftliche Studium beschränkte sich auf das Sammeln, Erklären und Excerpieren der alten Autoren, oder dieselben dienten den Historikern, vornehmlich der Karolinger- und Ottonenzeit, nur als stilistische Muster und empfahlen sich ihnen besonders durch ihre Rhetorik.

An eine vollständige Bearbeitung der römischen Geschichte konnte um so weniger gedacht werden, als die Geschichtsschreibung noch viel zu sehr mit der Beschränktheit des Gesichtskreises der Schreibenden, mit Einseitigkeit des Standpunktes und Geschmacklosigkeit zu kämpfen hatte. Erst mit dem Aufleben der Litteratur im 14. Jahrhundert, als die Sonne der neuen Zeit über Italien aufging, begann der Kreislauf der Entwicklung geschichtlicher Kunst aufs neue, wiewohl nur Schritt für Schritt. Denn man war von den neuentdeckten Schätzen des Altertums noch zu sehr geblendet, als dass man einer unbefangenen Prüfung und kritischen Untersuchung der historischen Überlieferung sich hätte zuwenden können. Noch lange bewunderte man die alten Autoren nur als Muster der Wohlredenheit, nicht wie die Geschichtsschreibung es erforderte, als einen Schatz politischer Weisheit und historischer Lehre. Oder man ging statt auf historisches Verständnis des Altertums auf Wiedereinführung des alten Staats- und Verfassungslebens, auf eine Wiedererweckung des alten Römertums aus.[4]

Mit den Humanisten trat das Studium des Livius in den Vordergrund. Schon Dante Alighieri schöpfte aus ihm, wenngleich ihm wohl nur die ersten 4 Bücher bekannt gewesen sind.[5] Das 2. Buch seiner Schrift „über die Monarchie“ vor allen enthält die Resultate seiner Lektüre der Alten. Dante verlässt hier die philosophische Argumentation und kehrt auf historischen Boden zurück. Was die Römer gethan haben, gehört dem Kaisertum; wie die Römer über den Erdkreis herrschten, so soll auch der Kaiser gebieten über alle Völker der Erde. Er sucht nachzuweisen, dass die Römer nicht durch blinde Gewalt und unerlaubte Mittel, nicht durch Anmassung zu der Weltherrschaft gelangt sind, sondern nach Gottes Ratschluss und Vorherbestimmung. Sagenhaftes und Geschichtliches wird nicht unterschieden. Die Sagen von Äneas und der Gründung Roms, die von den alten Schriftstellern erzählten Wunder sind für Dante sichere Thatsachen. Er beruft sich auf Livius und Orosius und auf die beiden im Mittelalter gefeiertsten römischen Dichter, Vergil und Lucan. De monarchia II., cap. 3 nennt er Vergil „unsern göttlichen Dichter“, der überhaupt von dem phantasiereichen Mittelalter zum Centrum eines ganzen Sagenkreises gemacht wurde.

Einen Schritt weiter ging Francesco Petrarca.[6] Er zeigt sich den alten Autoren, so Cicero und Seneca, gegenüber schon nicht mehr als unbedingt gläubiger Verehrer. Er berichtigt, wo er kann. Keinen Glauben schenkte er den Augurien und Prodigien, von denen er im Livius las, eben-

---

[3] Vergl. Schwegler, römische Geschichte I, p. 130 sq.
[4] Vergl. G. Voigt, Wiederbelebung des klassischen Altertums.
[5] Vergl. Schück in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1865, Abt. II, p. 253 sq.
[6] Vergl. Koerting, Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance, Bd. I.

sowenig den Orakeln und sibyllinischen Büchern. Die Geschichte des Altertums, insbesondere die der Römer, fesselte ihn gewaltig, allerdings nicht sowohl die Entwicklung des römischen Staates als vielmehr die Helden, die Rom hervorgebracht. So ist es vor allen Scipio Africanus, dem er seine Bewunderung zollt. Er hält sich an Livius, vergleicht auch Valerius Maximus und Cicero. Nur Schriftstellern, die er für ganz glaubwürdig hält, will er folgen und sucht sie zu erklären, Widersprüche zu beseitigen.

Seit Petrarca galt Livius den Humanisten als Wegweiser und Muster der Geschichtsschreibung. Doch so wie er wagte keiner wieder die alte Geschichte anzufassen.

Die Beschäftigung mit dem Altertume weckte allmählich den Sinn für historische Kritik. Die kritische Kunst knüpfte sich an die Interpretation des Livius. Lorenzo Valla war der erste, der durch seine zahlreichen Emendationen zu diesem Autor die neue Bahn der Forschung betrat. Er schrieb eine Abhandlung über die Genealogie der Tarquinier, in welcher er den Irrtum des Livius betreffs der Verwandtschaft der beiden Tarquinierkönige nachweist. Der jüngere Tarquinius könne nicht Sohn, sondern nur Enkel des älteren Tarquinius gewesen sein. Er bekämpft den Livius und vertritt die Ansicht des Dionys von Halicarnass (IV, 7).

Der Geschichtsforschung nahe verwandt ist die Darstellung der Sitten und Einrichtungen der Alten, was wir jetzt kurz als „Altertümer“ zu bezeichnen pflegen. Beiden gemeinsam ist das Streben nach Erkenntnis einer vergangenen Wirklichkeit. Der erste, der diesem Gebiete der Altertümer sich zuwandte, war Flavio Biondo, welcher in der Roma triumphans (1459) von der Religion der Römer spricht, von ihren Spielen und Theatern, ihrer Staatsverwaltung, der Rechtsverfassung, von Zöllen und Steuern, Handel und Münzwesen, von der Militärordnung und ihrer Anwendung im Kriege, vom häuslichen Leben, dem Ackerbau u. s. w., endlich ausführlich von den Triumphen. Andrea Fiocco schrieb über Priestertümer und Magistraturen der Römer, Roberto Valturio über die Kriegskunst der Alten. Das bedeutendste Werk aber aus jener Epoche ist das des Sigonius de antiquo iure populi Romani (1560—74).

Alle die Bearbeitungen, welche im 16. und 17. Jahrhundert antiquarischen Stoffen gewidmet wurden, finden sich zusammengestellt in:

> Graevii thesaurus antiquitatum Romanarum, Sallengrii novus thesaurus ant. Rom. und Poleni supplementa utriusque thesauri.

Es sind aber durchgehends mehr Sammlungen als kritische Abhandlungen. Dennoch haben sie grossen Wert für die römischen Altertümer und sind meist Arbeiten von umfassender Gelehrsamkeit und Zeugnisse grossen Sammelfleisses. Was ihnen sämtlich abgeht, ist Untersuchung der Quellen und ihrer Glaubwürdigkeit. Man nahm die Überlieferungen der alten Autoren als bare Münze, auf Treu und Glauben an. Zwar fehlte nicht ganz die kritische Forschung. So hat Glarean die historischen Widersprüche im Livius schon zum Teil richtig wahrgenommen und bemerklich gemacht. So hat Cluver in seinem Werke über das alte Italien bereits die Überlieferung der römischen Urgeschichte scharf kritisiert. So verwarf Jacob Gronov gänzlich die traditionelle Sage von der Herkunft des Romulus, ebenso der Franzose Bochart die Äneassage. Gegen Bochart schrieb Theodor Ryck.

Als der eigentliche Begründer der historischen Kritik ist Jacob Perizonius zu betrachten, der auf die Notwendigkeit einer Vereinigung der Wissenschaft von den römischen Antiquitäten mit der geschichtlichen Forschung hinwies. Er hat namentlich in den „animadversiones historicae“ gelehrt, die Überlieferung vorurteilslos, frei und kritisch anzusehen.

Zuerst Parallelen zwischen römischen und hellenischen Altertume gezogen zu haben, gebührt dem Philosophen Giambattista Vico, welcher vielfach das, was die späteren Forscher ans Licht

brachten, dunkel geahnt hat. Durch seine genialen Äusserungen ist er als der Vorläufer Montesquieus zu bezeichnen. Auch mit Niebuhr, dem epochemachenden Begründer einer neuen Art geschichtlicher Forschung, berührt sich Vico und zwar in doppelter Beziehung. Beide, mit historischer Divination ausgerüstet, erkannten den sagenhaften Charakter der römischen Königsgeschichte, beide versuchten einen neuen Aufbau der römischen Verfassungsgeschichte.

Nach Vico ergriff der französische Skepticismus die Geschichtsschreibung. Die Angriffe desselben galten vornehmlich der ältesten Geschichte Roms. Bayle war es, der zuerst in seinem berühmten dictionaire historique et critique (1697) den Skepticismus zur vollen Geltung brachte. Es folgten die Schriften von Pouilly, sur l'incertitude de l'histoire des quatre premiers siècles de Rome und Beaufort, sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire Romaine. Auf deren Bahnen schritten fort die Engländer Hook und Ferguson, sowie der Franzose Levesque.

Wenig dagegen geschah für das politische Verständnis der römischen Geschichte, wie überhaupt für eine lebendige Auffassung des Bildes des römischen Volkes und seiner Zeit. Niebuhr [7] sagt treffend: Man behandelte damals die römische Geschichte, als ob sie nicht wirklich geschehen sei. Zu dieser Art geschichtlicher Darstellung gehört die römische Geschichte Rollins. Ausser Saint-Evremond, Betrachtungen über den Geist des römischen Volkes in den verschiedenen Zeiten der Republik, und Tillemonts römischer Kaisergeschichte, die Gibbon in seiner Geschichte des sinkenden Römerreichs fleissig benutzt hat, ist noch zu erwähnen Bossuet, discours sur l'histoire universelle, der erste Versuch einer philosophischen Behandlung der Geschichte. Er behandelt hier auch die römische Geschichte und zwar so, dass er nicht nur die wichtigsten Ereignisse aufzählt, sondern auch Nutzanwendungen auf die Grösse und den Verfall Roms aus den Ereignissen zieht. Sein Einfluss auf die späteren Darstellungen der römischen Geschichte, insbesondere die von Montesquieu, ist gewiss nicht zu verkennen. Für das politische Verständnis der Geschichte Roms aber haben vor Niebuhr Beachtenswertes geleistet Macchiavelli und Montesquieu. Von Macchiavells [8] Schriften gehören hierher seine Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio und arte della guerra, in welch letzterer Schrift er das Kriegswesen der Römer den modernen Staaten zur Nachahmung empfiehlt. Macchiavell ist der erste, der in den Discorsi aus der römischen Geschichte politische Maximen gezogen hat. Er trägt allerlei geschichtliches Material herbei, um an Beispielen zu zeigen, durch welcherlei Massregeln und Staatsmaximen ein Staat stark und mächtig werden müsste. Für ihn ist somit Geschichte Mittel zum Zweck. Er spricht dies selbst aus in der Einleitung zum ersten Buche: „Ich habe es für nötig erachtet über die Bücher des Titus Livius zu schreiben, was ich den alten und neuen Begebenheiten gemäss zum besseren Verständnis derselben für nötig halten werde, damit die, welche diese meine Erörterungen lesen, den Nutzen daraus ziehen können, um dessen willen man sich um die Kenntnis der Geschichte bemühen soll“ (vergl. auch lib. II, cap. 33). Von dem Geschichtsschreiber spricht Macchiavell nirgends, nirgends zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang der Begebenheiten. Man sieht überall, dass er nicht eine Darstellung und Erklärung der römischen Geschichte geben will, nicht eine Erläuterung der Vergangenheit, sondern Grundsätze für die Zukunft. Er hat den Livius nur zum Zwecke politischer Nutzanwendung studiert. Die Grundursache des Verfalls, in den Italien geraten war, sieht er darin, dass der römische Geist gewichen war; durch Wiedererweckung der alten Institutionen glaubte er diesen wieder anfachen zu können. Darum hält er seinen Landsleuten alle die Beispiele vor, wo die Energie des römischen Volkes, die Kraftentwickelung zu grossen Zwecken, die Unbeugsamkeit im Unglück, die Opferfreudigkeit des einzelnen, wo es das Wohl des Ganzen gilt, kurz

---

[7] Vorträge über römische Geschichte I, p. 72.

[8] Vergl. L. v. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber p. 155.

alle die Eigenschaften, welche Rom gross gemacht haben, klar hervortreten. Das in den Zeitverhältnissen begründete Streben ging dahin, die politische und moralische Welt nach dem Muster des Altertums zu reformieren. Und Macchiavelli teilte den Irrtum seines Zeitalters.

## II.

Als Montesquieu im Jahre 1729 aus England, wo er die englische Verfassung gründlich studiert hatte, nach Frankreich zurückgekehrt war, widmete er sich eifrig politischen und geschichtlichen Studien. Besonders waren es die Werke der Alten, deren Lektüre er sich schon frühzeitig hingegeben hatte. Eine Äusserung beweist, welche Verehrung er dem Altertume zollte: Cette antiquité m'enchante; et je suis toujours prêt à dire avec Pline: c'est à Athènes que vous allez, respectez les dieux. Freilich verführte ihn diese Bewunderung der Alten öfters zu etwas zu günstigen Urteilen, ja unangemessenen Lobpreisungen, so über Alexander den Grossen im Esprit des lois X, 14. Als Ergebnisse dieser Studien erschienen 1734 die Considérations und 1748 der Esprit des lois. In dem letzteren Werke spricht er hier und da über römische Verhältnisse, für uns jedoch kommen hauptsächlich die Considérations in Betracht. Friedrich der Grosse nennt dieses Werk Montesquieus die Quintessenz alles dessen, was der Menschengeist an Philosophischem über die römische Geschichte ausdenken kann. Und in der That bietet uns hier der Verfasser auf engstem Raume eine Fülle tiefer Gedanken und scharfsinniger Bemerkungen, wie sie in keinem Werke des 18. Jahrhunderts auf so wenig Seiten vereinigt sich finden werden. Was diesem Buche eine epochemachende Bedeutung gab, ist die Betrachtungsweise, durch die sich dasselbe von allen früher erschienenen unterschied. Man war bis dahin gewohnt, in Chronikenstil Thatsachen aneinanderzureihen und die tiefer liegenden Ursachen ausser acht zu lassen, einzelne Perioden, Ereignisse, Männer zu beurteilen, nicht ganze Zeiträume noch die Geschichte ganzer Völker. Montesquieu jedoch hat die ganze römische Geschichte in ein neues Licht gerückt. Mit klarem Blicke forscht er den tiefer liegenden Gründen nach, zieht Vergleiche mit der Gegenwart und schliesst auf die Zukunft. Von dieser Tiefe der historischen Auffassung spricht Turgot (1750), wenn es bei ihm heisst: „Alle Zeitalter sind untereinander durch eine Folge von Ursachen und Wirkungen verkettet, welche die Gegenwart mit allem verbindet, was ihr vorangegangen ist." Mit vollem Rechte hat man Montesquieu den Vater der neueren Geschichtsschreibung genannt. Er ist der erste, der den pragmatischen Standpunkt der Geschichte zur Geltung brachte. Seinen pragmatischen Standpunkt spricht er selbst bestimmt aus, wenn er cap. 18 sagt: „Nicht der Zufall beherrscht die Welt: man mag nur die Römer fragen, welche eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen aufzuweisen hatten, so lange sie nach einem bestimmten Plane verfuhren, und eine ebenso unausgesetzte Folge von Unglücksfällen, als sie ihr Verfahren nach einem andern Plane regelten. Es giebt allgemeine Ursachen, seien es moralische oder physische, die in jeder Monarchie wirksam sind und dieselbe heben, halten oder stürzen; alle Ereignisse sind diesen Ursachen unterworfen; und wenn der Zufall einer Schlacht, d. h. eine besondere Ursache, einen Staat zu Grunde richtete, so gab es eine allgemeine Ursache, welche bewirkte, dass dieser Staat durch eine einzige Schlacht zu Grunde gehen musste. Mit einem Worte, die Hauptwendung der Dinge zieht alle besonderen Ereignisse nach sich."

Montesquieu, sagt Schlosser[9], wagte in einer finsteren und despotischen Zeit die niedergedrückten Seelen seiner Landsleute durch das Beispiel der grössten und kräftigsten Nation emporzuheben; er zeigte in der römischen Geschichte die Bedeutung des Patriotismus und des Bewusstseins eigner Kraft

[9] Geschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. I, p. 551.

und unveräusserlicher Rechte, und diesem gegenüber zeigte er im Bilde derselben Nation, wie die Völker durch Despotismus herabgewürdigt werden und endlich gänzlich untergehen.

Auch unser grosser Schiller, der die Aufgabe echter Geschichtsschreibung vom höchsten Standpunkte aus fasste, wie aus seiner akademischen Antrittsrede in Jena hervorgeht, weiss Montesquieu als Muster geschichtlicher Darstellung zu würdigen. Er rühmt von ihm (Vergl. Schiller und Lotte, p. 158 sq.), dass er es trefflich verstehe, die Resultate vieler Lektüre und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexionen von Gehalt zusammenzudrängen und diese auf feste allgemeine Principien zurückzuführen.

Wie schon eingangs erwähnt, kann freilich Montesquieu nicht Anspruch erheben auf den Ruhm eines kritischen Geschichtsforschers. Die Reihe dieser eröffnet, wie gesagt, erst Niebuhr durch seine Behandlungsweise der Quellen, welche Niebuhrsche Methode Leopold von Ranke durch die „Kritik neuerer Geschichtschreiber" glänzend in die neuste Geschichte eingeführt hat.

Montesquieu behandelt die römische Geschichte rein vom politischen Standpunkte aus, den er aus dem Studium der englischen Verfassung gewonnen hatte. Damit berührt er sich mit Macchiavelli, der allerdings nur die ältere Geschichte Roms in den Kreis seiner Betrachtungen zieht und welchen Montesquieu nicht, wie es noch kurze Zeit vorher Friedrich II. gethan hatte, als eine Art moralisches Ungeheuer betrachtet.[10]

Die ältere Zeit der römischen Republik handelt Montesquieu kurz und flüchtig ab. Die Schriftsteller, aus denen er für diese Zeit geschöpft hat, sind Livius und Dionysius von Halicarnassos, die er selbst citiert. Er folgt der alten Tradition, wie sie bei diesen sich aufbewahrt findet, ohne deren Unzuverlässigkeit anzutasten und das Sagenhafte zu ahnen, womit die ersten Zeiten der Republik ausgeschmückt sind. So hält er die römischen Könige für historische Persönlichkeiten[11], was ja von Romulus und Numa keinesfalls anzunehmen ist, und spricht von der Politik des Romulus und seiner Nachfolger mit derselben Unbefangenheit wie später von der des Augustus und der folgenden Kaiser.

Nachdem er kurz Roms Anfänge geschildert, knüpft er Betrachtungen an über die Zeit der Könige, die ihm sämtlich als grosse Charaktere erscheinen. Kaum anderswo in der Geschichte, sagt er, findet man eine solche ununterbrochene Reihe von solchen Staatsmännern und solchen Heerführern. Aber gerade diese Erscheinung, die Montesquieu als eine der Ursachen von Roms Aufschwung bezeichnet, hat der neueren Geschichtsforschung die alte Tradition verdächtig gemacht. Wir erkennen heute an, dass hinsichtlich der Geschichte der äusseren Ereignisse der römischen Königszeit der Boden, auf dem wir stehen, ein ziemlich unsicherer und schwankender ist, dass dagegen die inneren Zustände und Bewegungen, bei denen eine nach bestimmten Gesetzen sich entwickelnde Fortbildung vorauszusetzen ist, den die Phantasie weniger herausfordernden Bestandteil der Überlieferung bilden und daher weit mehr historische Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen können. Schon bei Besprechung der ersten Zeiten der Republik zeigt sich Montesquieus pragmatische Methode. Er zählt die Thatsachen nicht nur auf, sondern er erhebt sich über den Stoff, indem er die Ereignisse in ihrem inneren Zusammenhange, ihren hemmenden und fördernden Ursachen darstellt. Er zeigt, wie Rom von den geringsten Anfängen ausgehend, allmählich seine Macht erweitern konnte, weil es am tapfersten im Kriege und am geschicktesten in der Politik war. Die Römer lernten den Krieg, weil sie ihn unaufhörlich führten, sie führten ihn, weil der Senat das Volk beschäftigen wollte und die Konsuln sich auszuzeichnen suchten. Einige Ursachen der Macht Roms liegen bereits in der Königszeit: in der Sorge, welche die Römer für die öffentlichen Bauten an den Tag legten, in der Ehre des Triumphzuges, die siegreichen Feldherren zu teil wurde und Wetteifer unter ihnen erzeugte,

---

[10] Im Esprit VI, 5 nennt er ihn ce grand homme. [11] Vergl. auch Esprit XI, 12 und II, 2.

in der Klugheit, auf ihre Gebräuche zu verzichten, sobald sie bessere fanden, in der Tüchtigkeit ihrer Könige und der Errichtung des Konsulats nach Vertreibung derselben. Dazu kam die Heilighaltung des Eides[12], die Strenge der militärischen Zucht[13], die kriegerische Tapferkeit, die Erfahrenheit in der Kriegskunst und das fortwährende Bestreben, in derselben vollkommner zu werden, sowie das Bestreben, sich die Vorteile der Feinde zu nutze zu machen und die Besiegten zu tüchtigen Soldaten heranzubilden, ferner die Standhaftigkeit auch im Unglück, der Grundsatz, nur nach einem Siege Frieden zu schliessen, endlich die langsame Eroberungsweise. Auch macht Montesquieu auf einen Grund der Grösse Roms wenigstens aufmerksam, den er jedoch in seiner vollen Bedeutung nicht zu würdigen weiss. Es ist das die Vereinigung des latinischen Stammes mit dem sabinischen. Die frühe Mischung dieser Elemente enthielt den Keim zu dem Wachstum Roms. Denn Staaten, Geschlechter und Stämme gehen unter, wenn sie ein Sonderleben zu führen genötigt sind.

„Rom befand sich beständig in einem heftigen Kriege".[14] Auf diesem Wege erwarben die Römer eine grosse Kenntnis der Kriegskunst. All ihren Geist und alle ihre Gedanken richteten sie auf die Vervollkommnung derselben. Das ganze zweite Kapitel handelt über die römische Kriegskunst und die Ausbildung der römischen Soldaten, wobei die Vortrefflichkeit der römischen Waffen hervorgehoben wird, die beständige Arbeit, welche die Kraft vermehrte, die Übungen, die ihnen Geschicklichkeit und Ausdauer verliehen, sie abhärteten und ihre Gesundheit erhielten. Montesquieu giebt uns hier das Resultat seiner Lektüre des römischen Militärschriftstellers Vegetius, den er mehrmals anführt. Kurz, schliesst er diese Betrachtung, nie bereitete eine Nation den Krieg mit soviel Umsicht vor und führte ihn mit soviel Beherztheit. Ähnlich sagt er in der Abhandlung über die Politik der Römer in Religionssachen: „Die Kriege wurden nie in Hast und Überstürzung unternommen und konnten immer nur die Folge einer langen und reiflichen Erwägung sein." Er stellt die römische Kriegskunst als Muster hin ähnlich wie Macchiavell in den 7 Büchern dell' arte della guerra, von dessen blinder und unbedingter Bewunderung Montesquieu jedoch weit entfernt ist.

Rom gegenüber werden die verschiedenen Völker gestellt, welche es besiegt hat, zunächst die benachbarten italischen Stämme, dann die Gallier, Pyrrhus, Karthago, Macedonien, Griechenland, Syrien und Ägypten. Einer kurzen Charakterisierung des Pyrrhus, welche auf die Lebensbeschreibung des Plutarch zurückgeht, folgt eine längere Parallele zwischen Karthago und Rom. Rom, dessen gefährlichster Feind nach der Unterwerfung Italiens die karthagische Flotte war, wagte den Krieg mit dem seebeherrschenden Karthago.[15] Es konnte dies auf Grund seiner machtgebietenden Stellung, zu der nicht wenig die Kolonien beitrugen, „welche gleichsam seine Wälle bildeten."[16] Er führt des weiteren aus, wie Karthago infolge seiner inneren Verfassung, der Hinneigung zu Handel und Gewinn, der Art der Kriegführung (seine Macht beruhte auf den Söldnerheeren), der Herrschaft der Reichen und harten Behandlung der Unterthanen Rom gegenüber, das nach ganz anderen Principien regiert wurde, im Kriege unterliegen musste. Die Römer besassen etwas, was den Karthagern abging, und dies Eine genügte, den Sieg auf römische Seite zu lenken. Sie waren ein kriegerisches Volk. „Während der Krieg in Rom alle Interessen vereinte, trennte er sie in Karthago nur noch mehr." Der innere Zwiespalt feindseliger Parteien näherte die Verfassung Karthagos schon ihrem Verfall. Rom dagegen befand sich auch im Innern in der glücklichsten Lage.

---

[12] Vergl. auch Esprit VIII, 13. [13] Vergl. Bossuet, discours 3. Teil. cap. 6.

[14] Die durch Anführungszeichen kenntlich gemachten Stücke sind die Worte Montesquieus in deutscher Übersetzung.

[15] Bei Besprechung der karthagischen Seemacht giebt Montesquieu auch ein Urteil ab über den Seeverkehr bei den Alten und ihre Marine und zeigt deren Unvollkommenheit (Vergl. auch Esprit lib. XXI).

[16] Livius 27,10: Harum coloniarum subsidio tum imperium populi Romani stetit.

„Der zweite punische Krieg ist so berühmt, dass alle Welt ihn kennt.“ Roms Kraft beweise, dass es nach den Unglückstagen am Ticinus, am Trebia, am trasimenischen See und der noch unheilvolleren Niederlage bei Cannä nicht um Frieden gebeten habe. „Rom wurde durch die Kraft seiner Verfassung gerettet.“ Montesquieu will sagen, dass die Rettung Roms nicht das Werk einzelner tapferer Männer gewesen sei, sondern die Folge der Festigkeit des gesamten römischen Staatswesens. Er versagt aber auch dem grossen Gegner Roms, Hannibal, nicht seine Bewanderung und kommt auf die beiden Vorwürfe zu sprechen, die ihm oft gemacht worden sind, dass er Rom nach der Schlacht bei Cannä nicht belagerte und dass er sein Heer nach Capua führte, wo es in Weichlichkeit versank. Hannibal habe, die Lage der Dinge wohl durchschauend, recht daran gethan, den Rat seines Reitergenerals Maharbal nicht zu befolgen, denn trotz der Bestürzung der Römer nach jener Niederlage sei das Volk doch noch besonnen und stark genug gewesen, „nach allen Seiten hin Hülfe zu senden.“

Auch den andern Vorwurf, dass Hannibal sein Heer in Capua habe verweichlichen lassen, weist er zurück.

„Würden nicht die Soldaten dieses Heeres, nachdem sie durch so viele Siege reich geworden waren, überall ein Capua gefunden haben?“

Weiter lesen wir, dass Hannibal, von Karthago lässiger unterstützt und infolge notwendiger Verteilung seiner Truppen sowie der beständigen Verstärkung seiner Gegner sich auf den Verteidigungskrieg beschränken musste. „Das brachte die Römer auf den Gedanken, den Kriegsschauplatz nach Afrika zu verlegen: Scipio landete dort. Die Erfolge, die er errang, nötigten die Karthager, Hannibal aus Italien zurückzurufen.“ — „Hannibal that alles, was ein grosser Staatsmann und Feldherr thun kann, um sein Vaterland zu retten.“ — „Karthago empfing den Frieden, nicht von einem Feinde, sondern von einem Gebieter.“

Montesquieu würdigt Hannibals Leistungen nach Verdienst und hebt seine Geschicklichkeit, Erfahrung und sein Genie rühmend hervor, welche Eigenschaften in dem letzten Entscheidungskampfe mit seinem grossen Gegner Scipio dem Wechsel des Glücks zum Opfer gefallen seien.[17]

„Nach der Demütigung der Karthager hatte Rom beinahe nur noch kleine Kriege und grosse Siege, während es früher kleine Siege und grosse Kriege gehabt hatte.“ Mit diesen Worten weist unser Verfasser darauf hin, wie hinsichtlich der Gefahr für Rom die überstandenen Kämpfe ausser allem Vergleich mit den nun folgenden im Oriente standen. Rom war in der That durch die Kriege mit den östlichen Mächten keineswegs in seiner Existenz bedroht.

Es folgt die Schilderung der Lage Roms nach dem Hannibalischen Kriege, seiner Entwickelung zur Weltmacht und seines Eingreifens in die Politik der östlichen Staaten. Wir hören, dass Philipp III. von Macedonien, der mit dem Anspruch aufgetreten sei, Griechenland zu beherrschen, anfangs volles Vertrauen bei den Griechen genossen, später aber durch rechtswidrige Handlungen sich bei denselben verhasst gemacht habe, dass die Römer im Bunde mit den Ätolern in Griechenland eingefallen seien und es gegen Philipp zu den Waffen gerufen hätten, und dass Philipp nach der Niederlage bei Kynoskephalä sich zu einem Vertrage herbeiliess, der, wie richtig bemerkt wird, weniger ein Friede, als ein Verzicht auf seine eigene Kraft war. Denn obwohl Philipp fast sein ganzes Heer eingebüsst hatte, würde er bei grösserer Energie doch Mittel gefunden haben, den Krieg fortzusetzen.

Den Sieg bei Kynoskephalä, sagt Montesquieu, verdankten die Römer zum Teil der Tapferkeit der Ätoler. Die Tüchtigkeit der ätolischen Reiterei hatte sicherlich zur Entscheidung der Schlacht

---

[17] Montesquieu gedenkt unter anderem der überaus klugen Handlungsweise des Karthagers, dass er im zweiten punischen Kriege bei seinen Soldaten die römische Bewaffnung einführte, und bemerkt mit Recht, dass dies viel dazu beigetragen habe, die Römer in Bedrängnis zu bringen.

beigetragen. Der Hauptvorteil jedoch bestand in der Überlegenheit der römischen Schlachtordnung über die Phalanx der Macedonier, was der Verfasser auch richtig erkennt, wenn er dem Polybius, der die Vorteile und Nachteile der Phalanx und der Legion zeige und der römischen Schlachtordnung den Vorzug gebe,[18] zustimmt.

„Der Erfolg, den die Römer gegen Philipp davontrugen, war der grösste Schritt, den sie zur Welteroberung thaten.“ Auch der Krieg mit Syrien und Ägypten hat, wie weiterhin dargethan wird, zur Grösse Roms beigetragen. Die seit dem Tage von Kynoskephalä in ihren Erwartungen getäuschten Ätoler, voll Hass gegen die Römer und entschlossen, das Joch dieser ihrer Gebieter abzuschütteln, riefen den Antiochus von Syrien nach Griechenland. Bei Schilderung der Lage des syrischen Königreiches wird auseinandergesetzt, dass weitausgedehnte Reiche (ausgenommen das Römerreich) nicht von Bestand sein können, weil sie zu verschiedene Elemente vereinigen müssten, und daran die Bemerkung geknüpft, dass von diesem asiatischen Feldzuge der Verfall der Sitten und das Überhandnehmen der Üppigkeit bei den Römern zu datieren sei. Antiochus erscheint als unüberlegt und wenig vorsichtig, da er Hannibals Ratschläge, der den Krieg wieder im Pothale beginnen wollte und auf ein Bündnis mit Philipp drang, verschmähte und nicht einmal versuchte, Philipp zu gewinnen oder zur Neutralität zu bewegen. Roms Übergewicht in Asien war nach der Besiegung des Antiochus sicher gestellt. Legion und Verfassung der Römer hatten den Sieg errungen. Und schliesslich schildert Montesquieu die Einwirkungen Roms auf das dritte der aus Alexanders Weltmonarchie hervorgegangenen grossen Reiche, Ägypten, das infolge innerer Zerrissenheit und der demoralisierten Regierung seiner Herrscher leicht in Roms Abhängigkeit gebracht worden sei.

Bei dieser Gegenüberstellung des römischen Reiches und der Völker, mit denen jenes es zu thun hatte, erfahren auch diese Völker eine treffliche Beurteilung, indem Montesquieu ihre Stärke und Schwäche misst nach ihrem Klima, ihrer Regierung, ihrer militärischen Ausbildung und der Disciplin ihrer Soldaten, ihrer Eintracht und Zwietracht, nach dem Mute und der Befähigung ihrer Könige.

Nach der Darstellung der glücklichen Durchführung dieser Kriege, durch welche Rom die Weltherrschaft errungen, werden die Grundsätze untersucht und beleuchtet, welche die Römer bei der Unterwerfung der Völker verfolgt hatten. „Während die Heere alles in Schrecken setzten, hielt der Senat die nieder, welche er zu Boden geworfen fand.“ In meisterhafter Weise entwickelt Montesquieu die Politik des römischen Senats, der durch seine Maximen als der Feind der Freiheit der Welt erscheint. Die Römer boten ihr Bündnis denjenigen an, welche ihnen nützlich waren, um sie zu unterwerfen, wenn man sie nicht mehr brauchen konnte. Sie bedienten sich ihrer Bundesgenossen, um einen Feind zu bekriegen, kämpften nie zugleich gegen zwei Feinde, sondern erduldeten von dem einen alles, bis der andere besiegt war, schlossen nur günstige Verträge, welche eigentlich weiter nichts als Unterbrechungen des Krieges waren und immer nur den Untergang des bekriegten Staates bedingten. Die Länder, die ihre Waffen einmal berührt hatten, entliessen sie nicht wieder aus ihrem Einflusse, sondern sie sorgten stets dafür, dass ihnen die Gelegenheit nicht fehlte, in die Verhältnisse der besiegten Staaten einzugreifen. Nur ganz allmählich und langsam gingen sie vor in der Unterwerfung der Länder, bisweilen mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Siegers, oft kleinliche Mittel der Hinterlist nicht verschmähend, und suchten sich bei aller Härte nicht selten mit dem Scheine der Grossmut zu umgeben, wenn sie z. B. einigen Städten ihre Freiheit liessen, wodurch sie jedoch wieder Anstoss zur Bildung zweier Parteien in denselben gaben, der römerfreundlichen und der römerfeindlichen.[19]

[18] Im 18. Buche. Ihm sind auch Livius (39, 9) und Vegetius (3, 14) gefolgt. Vergl. Bossuet III, 6.

[19] Das ist der Grundsatz des Divide et impera, der Spaltung der Unterthanen, von jeher ein Grundprincip der äusseren Politik der Römer. Vergl. auch cap. 19 der Considérations.

Grosse Fürsten liessen sie nicht einen Bund mit denen schliessen, mit welchen sie in Bundesgenossenschaft standen, verboten ihnen auch wegen Streitigkeiten mit ihren Bundesgenossen ohne schiedsrichterliches Urteil Roms Krieg zu führen, und hielten sie auf diese Weise immer in Schach. Wenn sie in entfernten Gegenden Krieg führten, verschafften sie sich stets in der Nachbarschaft des Gegners, den sie angriffen, einen Verbündeten, hielten auch jederzeit ein Reserveheer in der dem Feinde zunächst gelegenen Provinz, während in Rom selbst ein Heer marschbereit stand.

Montesquieu verschweigt auch nicht, wie durch die ungeheueren kriegerischen Erfolge der Römer der Charakter des Volkes und des Senats sichtlich sich änderte, wie Eroberungslust, Herrschsucht und Habsucht überhandnahmen, wie die Klugheit in der kriegführenden Politik allmählich ausartete in eine kalte, schlau berechnende Härte und Grausamkeit. Auch bleibt er die Antwort nicht schuldig auf die Frage, warum das überlegene Rom nicht schneller seine Feinde unterworfen habe. Es war feststehender Grundsatz bei ihnen, die Niederwerfung eines Feindes nur allmählich zu vollziehen, die Völker nicht zu brechen, sondern zu beugen, um dann eine um so gesichertere Eroberung in Händen zu haben.

„Von allen Königen, welche die Römer angriffen, war Mithridates der einzige, der sich mutig verteidigte und sie in Gefahr brachte.“ Montesquieu nennt diese Mithridatischen Kriege[20] eine der schönsten Episoden der römischen Geschichte, weil man hier einen hochherzigen König erblicke, der gleich einem Löwen, welcher seine Wunden betrachtet, im Unglück nur noch entrüsteter wurde. Mit Recht erregt dieser pontische König unsere Bewunderung durch seine mutige Ausdauer und Rührigkeit, mit welcher er, ein Barbarenkönig, den Kampf gegen das in jeder Hinsicht überlegene Römerreich führte und von Zeit zu Zeit mit nicht geringem Erfolge. Bei Florus heisst es: Mithridates omnium regum maximus. — Per quadraginta annos restitit, donec tribus ingentibus bellis subactus felicitate Sullae, virtute Luculli, magnitudine Pompei consumeretur. Die Gründe, warum Mithridates so lange den Römern mit Erfolg widerstehen konnte, findet unser Verfasser in der günstigen Lage seiner Staaten, in der inneren Zerrüttung Roms, in der teilweisen Untüchtigkeit der römischen Feldherren und in der Bereitwilligkeit, mit welcher die östlichen Mächte, die den Druck der römischen Herrschaft aufs bitterste empfanden, sich dem Könige anschlossen. Aber auch die persönlichen grossen Eigenschaften des Mithridates weiss Montesquieu zu schätzen, wenn er auf die Unbeständigkeit seiner asiatischen Truppen, die Treulosigkeit seiner Heerführer und nächsten Umgebung wie auf die Bedeutung eines Sulla, Lucullus und Pompejus hinweist, mit denen es Mithridates neben einigen untüchtigeren Feldherren zu thun hatte. Diesen drei grossen Strategen Roms musste der König allmählich nach hartem Kampfe erliegen, obgleich er zuletzt in seiner Verzweiflung den abenteuerlichen Plan fasste, das römische Reich in Italien anzugreifen und hier endlich die Früchte seines langen Widerstandes ernten zu können hoffte. Dass die Hoffnung des asiatischen Despoten fehl schlug, beweist sein unglücklicher Ausgang.[21]

„Damals vollendete Pompejus durch seine schnellen Siege den stolzen Bau der römischen Grösse.“

Nachdem Montesquieu den Entwicklungsgang der römischen Herrschaft und die Ursachen ihrer Grösse und Ausdehnung veranschaulicht, wendet er sich, vom mehr Äusserlichen zum Innerlichen fortschreitend, zu der Beurteilung der inneren Verhältnisse und der Verfassung, wie sie seit Gründung der Republik in Rom bestanden. Er erinnert daran, dass nach der Vertreibung der Könige die Regierung in Rom aristokratisch wurde, ein Patrizierstaat entstand, die königliche Gewalt in die Hände der

[20] Er folgt der Darstellung des Florus (I,40. III,5).

[21] Vergl. Esprit lib. 21, 12, wo über Mithridates gesagt wird, dass er nicht verloren gewesen wäre, hätte nicht in den Tagen des Glücks der wollüstige und barbarische König zu nichte gemacht, was zur Zeit des Missgeschicks der grosse Fürst geschaffen.

Konsuln überging, allmählich aber der das Verfassungsleben bestimmende Ständekampf begann dadurch, dass das Volk Anspruch auf besondere plebejische Behörden machte. Ferner, dass die Verhandlungen zwischen Patriziern und Plebejern endlich zur Anerkennung einer selbständigen plebejischen Behörde, des Tribunats, führten, dass dadurch allein der Hader der Stände nicht beseitigt wurde, da die Plebs in ihren Forderungen immer weiter ging, dass sich Tribunat und Senat schroff gegenübertraten und die Entwicklung der plebejischen Macht sich rasch vollzog. In der Beurteilung dieser inneren Verhältnisse Roms ist Montesquieu weniger glücklich, ja einseitig. Es erklärt sich dies daraus, dass die römischen Staatsaltertümer im 18. Jahrhundert noch wenig erforscht waren. So schreibt er den Aufstand der Plebejer der Freiheitsliebe zu, die der Senat ihnen einflösste, um Tarquinius zu vertreiben. Er weiss noch nicht, dass die Rivalitäten der beiden Stände der Kampf zweier vereinigten Völkerschaften waren, der einen unterworfenen und der anderen, der Gebieterin.

Seine glänzende Beobachtungsgabe zeigt sich aber wieder da, wo er die Hilfsmittel und politischen Waffen der Patrizier und Plebejer abwägt und auseinandersetzt, wie innerhalb der römischen Bürgerschaft zwei neue Klassen sich bildeten und die Nobiles, auf ihren Reichtum gestützt, stärkeren Widerstand leisteten als früher die Patrizier. Fast mit Stillschweigen übergeht er die Gracchische Bewegung, über deren Bedeutung er jedoch nicht im Unklaren geblieben ist, wie aus dem Esprit 11, 18 hervorgeht.

Eine genauere Besprechung widmet er einem wichtigen Amte, der Censur, das, wie er sich ausdrückt, viel zur Erhaltung der römischen Regierung beitrug. Mit vollem Rechte weist er der Einführung der Censur eine hohe Bedeutung zu für die innere Kräftigung des römischen Staates. Denn die Befugnis der Censoren, unwürdige Elemente aus dem Senate zu entfernen, sowie überhaupt die sittenrichterliche Thätigkeit auszuüben und die alte nationale Sitte, durch die Rom gross geworden war, zu erhalten, sicherten der Republik die Integrität des Volkes und der leitenden Behörde. An die Darstellung der Entwicklung der römischen Verfassung reiht sich eine Vergleichung mit der karthagischen, athenischen, der der italienischen Republiken und der englischen, welche letztere als besonders weise und verständig hingestellt wird. Kurz, bemerkt Montesquieu diese Betrachtung abschliessend, eine freie d. h. eine immer bewegte Regierung kann sich nicht behaupten, wenn sie nicht infolge ihrer eigenen Gesetze der Verbesserung fähig ist.

Es folgt die Aufzählung der Gründe, die den Verfall der römischen Republik herbeiführten. Er findet dieselben einerseits in der Ausdehnung der römischen Herrschaft über Italien hinaus, in den daraus entspringenden ausseritalischen Kriegen, die den Bürgern den republikanischen Sinn raubten, in dem grossen Einflusse, den die Feldherren auf die ihnen blind ergebenen Soldaten gewannen, in den Volksaufständen, welche die Grösse des Reiches zu Bürgerkriegen steigerte, in der allgemeinen Sittenverderbnis, die sich durch Nachahmung des asiatischen Luxus verbreitet hatte und durch die ungeheueren Schätze, welche die römischen Krieger aus allen Ländern nach der Hauptstadt schleppten, noch vermehrt wurde, in dem Schwinden jenes religiösen Gefühles, das sich in früheren Zeiten in die Liebe zum Vaterlande gemischt hatte, und andererseits in der emporwachsenden Grösse der Stadt Rom und der Verleihung des römischen Bürgerrechts an die italischen Bundesgenossen, welche den alten römischen Patriotismus beiseite schob und die Eintracht der Bürger zerstörte. Ausser diesen Ursachen des Untergangs werden noch andere herangezogen, die mit der Zeit hinzutraten, so die durch Sulla[22] herbeigeführte Vernichtung der alten militärischen Disciplin und die von diesem erfundenen Proskriptionen, endlich die Erniedrigung nicht nur der grossen Masse des Volkes, sondern auch des Ritterstandes.

---

[22] Der Charakter des Sulla, dessen reorganisatorische Thätigkeit in Bezug auf den römischen Staat übrigens Montesquieu nicht verkennt, wird trefflich enthüllt in dem „Dialog zwischen Sulla und Eukrates."

„Da die Republik notwendigerweise untergehen musste, so handelte es sich nur noch um die Frage, wie und durch wen sie gefällt werden sollte.“ In der That befand sich die römische Republik nach Sullas Tode in dem Zustande innerer Zerrissenheit und äusserer Ohnmacht. „Zwei Männer verdunkelten durch ihren Einfluss, ihre Kriegsthaten und ihre Vorzüge alle übrigen Bürger, Pompejus und Caesar.“

Montesquieu ist der erste neuere Historiker, welcher die Geschichte des Pompejus und der Bürgerkriege in ein helleres Licht gestellt hat, der zuerst der Betrachtung sich hingiebt, wie bei dem Untergange, dem naturgemäss die Republik aus den dargelegten Gründen zusteuerte, es sich nur um die Frage handeln konnte, wer zuletzt derselben den Todesstoss versetzen sollte. Er verkennt nicht den ehrgeizigen Charakter des Pompejus, seine zweideutige und unsichere Haltung den Parteien (Volkspartei und Optimatenpartei) gegenüber, sein Streben nach Popularität, die er auch, freilich durch unselige Mittel, erreichte und die ihn an die Spitze ehrenvoller Unternehmungen stellte. Er weiss auch, dass Pompejus die Diktatur, also die Alleinherrschaft, seinem Charakter gemäss von Senat und Volk auf seine Person gleichsam als Huldigung übertragen wissen und seinen Wunsch durch den freien Willen seiner Mitbürger erfüllt sehen wollte. Er verkennt ihn aber, wenn er es „Mässigung“ nennt, welche den Pompejus von dem bequemen Schritte abgehalten habe, die unumschränkte Gewalt an sich zu reissen.[23] Es war nicht Mässigung, es war Mut- und Entschlusslosigkeit, zu der sich sein eitler Ehrgeiz gesellte, von dem verblendet er keiner gewaltsamen Mittel zu bedürfen glaubte, um dennoch als der Erste im Staate zu erscheinen. Wenigstens müsste also, wenn man mit unserem Verfasser in jener Handlungsweise des Pompejus Mässigung suchen wollte, dieselbe in ihrem letzten Grunde auf seinen Ehrgeiz zurückgeführt werden so, dass er sie nur als solche zur Schau trug, um sich in seiner ganzen Bürgergrösse zu zeigen und vom Volke alles freiwillig entgegengebracht zu sehen, was er wünschte. Sodann erinnert Montesquieu daran, dass Pompejus bei dem Wankelmute des Volkes oft seinen Einfluss sinken und schliesslich, nicht imstande der Anarchie in Rom die Spitze zu bieten, eine andere Stütze in der Verbindung mit Caesar und Crassus zu suchen sich genötigt sah, endlich aber samt seiner Partei durch Caesars politisches und militärisches Genie von der Höhe, auf der er sich durch eigene Kraft nicht zu erhalten vermochte, herabgestürzt erliegen musste.

Wie bei allen neueren Darstellungen des Kampfes zwischen Pompejus und Caesar sieht man auch bei Montesquieu den Hauptnachdruck auf die Genialität Caesars gelegt. Zweifellos tragen seine Unternehmungen auch den Stempel militärischer und politischer Grösse, indessen schliesst ein solches Urteil die verdiente Würdigung des Gegners nicht aus.

Darin, dass dem Caesar neben der Statthalterschaft über das cisalpine Gallien auch die über das Gallien jenseits der Alpen übertragen wurde, sieht Montesquieu mit Recht den Grund zu seiner einflussreichen Stellung und zu seinen Siegen über Rom und Pompejus. Er deutet ferner an, dass Caesar anfangs unter Amtstiteln regierte, das ihm angebotene Diadem, das Abzeichen des Königtums, infolge der Stimmung des Volkes zurückwies und bei allen Ehrenbezeugungen, die ihm der Senat bewilligte, seine Missachtung gegen diese Körperschaft offen zur Schau trug, dass die Ermordung des „Tyrannen“ zuletzt sogar als eine verdienstliche That anerkannt wurde. „Konnte das Verbrechen Caesars, der in einem freien Staate lebte, fragt unser Verfasser am Schlusse des 11. Kapitels, wirklich anders bestraft werden als durch einen Mord? Und hiesse es nicht über seine Verbrechen Rechenschaft fordern, wenn man fragte, warum man ihn nicht mit offener Gewalt oder durch die Gesetze verfolgt habe?“

Hierauf schildert uns der Verfasser die Lage Roms nach dem Tode Caesars, das eigenmächtige Verfahren des Konsuls Antonius, die Wirren, in welche die Republik, anstatt hergestellt zu sein,

---

[23] In den Jahren 71 und 62 war ihm Gelegenheit dazu geboten.

von neuem gestürzt wurde, den durch die Niederlage des Antonius beschleunigten Übergang der Republik zu der auf das Militär sich stützenden Monarchie und lässt nicht unerwähnt, dass die äussere Macht Roms während dieser Bürgerkriege stetig wuchs, dass der weltbeherrschenden Republik kein ebenbürtiger Gegner mehr zur Seite stand und sie doch schliesslich untergehen musste.

Es ist das eine Partie der Geschichte, der von Montesquieu an bis zu den neusten Historikern eine grundverschiedene Beurteilung zu teil geworden ist, was nicht zu verwundern, da die Quellen nur Bruchstücke zu nennen sind und die Briefe Ciceros[24], wie auch von Montesquieu hervorgehoben wird, die Hauptquelle für die letzten Jahrzehnte der Republik bilden.

Nachdem so Montesquieu das grossartige Schauspiel der Entwickelung Roms von den geringsten Anfängen an bis zur Vereinigung der um das Mittelmeer gelagerten Völker unter dem römischen Imperium und des allmählichen Sinkens der Republik von der Grösse herab vor unseren Augen vorübergeführt, mit sicherem Blicke und Scharfsinn aber auch das Geheimnis dieser Grösse und des Falles enthüllt hat, führt er uns ein in die Zeit der neuen Alleinherrschaft. Augustus tritt uns als Sieger und als der Herr Roms entgegen, als Ordner des Staates und als kluger Staatsmann. Es heisst von ihm, dass er die Aufstände der Soldaten und Verschwörungen fürchtend bei Begründung seiner Herrschaft möglichst von Caesars Verfahren abwich, dass er die Formen der Republik erhielt und unter der Hülle derselben seine unumschränkte Herrschaft einzurichten suchte, dass er von einer weiteren Ausdehnung des Reiches durch neue Kriege, da es seine natürlichen Grenzen gefunden hatte, abzusehen empfahl, endlich dass er verschiedene Änderungen in der Militärorganisation traf. Die hohe Ehre des Triumphes sei unter Augustus auf die Mitglieder der kaiserlichen Familie beschränkt worden, von dem republikanischen Grundsatze der fortwährenden Kriegführung abweichend habe man möglichst nach einem friedlichen Zustande gestrebt, um die neuen Staatsformen zu befestigen, die Hauptstadt, welche bisher von keiner bewaffneten Macht betreten werden durfte, sei zum ständigen Quartier eines Präfekten und diesem unterstellter Kohorten gemacht, ein stehendes Heer geschaffen und die einzelnen Legionen an den Grenzen des Reiches aufgestellt worden.

Wenn Montesquieu den Octavian einen „listigen Tyrannen“ nennt, der die Römer sanft zur Knechtschaft geführt habe, so ist dies ein Urteil, dessen Härte einigermassen durch den Zusatz gemildert wird, dass er das Wort „Tyrann“ in dem Sinne der Griechen und Römer gebrauche, die diesen Namen allen denen gaben, welche die Demokratie gestürzt hatten. Man muss sicherlich unterscheiden zwischen Octavianus dem Triumvir und Octavianus dem Caesar Augustus. Als Triumvir ist er uns eine unsympathische Gestalt, voll hässlicher Eigenschaften, die vor keiner Gewaltthat zurückbebte. Hatte er aber einmal sein Ziel, die Alleinherrschaft, erreicht, so schlug er, um jene zu behaupten, den Weg der Versöhnlichkeit und Milde ein, eine Umwandlung, welche die Folge seiner veränderten Stellung dem römischen Volke gegenüber war. Fehlte ihm auch die Genialität des ersten Caesar, seines Adoptivvaters, so darf die Geschichte doch nicht anstehen zu sagen, dass er die schwere Aufgabe, die ihm seine Stellung und das Geschick seines Volkes zugewiesen, mit Klarheit erkannt und mit Einsicht und Kraft gelöst habe.

---

[24] Durch die Subjektivität brieflichen Materials wird eine unparteiische und gerechte Beurteilung der Zeitgeschichte ungemein erschwert. — Montesquieus Urteil über Cicero lautet nicht günstig. Er hebt seine Biegsamkeit und Schwachheit dem Octavian gegenüber hervor, den er zum Werkzeug der Rache an seinem Feinde Antonius gemacht zu haben glaubte, seine Selbstliebe und eitle Verblendung, seine Untauglichkeit, die erste Rolle zu jener unglücklichen Zeit im Staate zu spielen. Ciceros Wirksamkeit nach Caesars Tode bestätigt allerdings dieses Urteil. Entscheidend in den Gang der Ereignisse einzugreifen, daran hinderte ihn seine politische Kurzsichtigkeit.

„Wie man einen Strom langsam und geräuschlos die ihn einengenden Dämme untergraben und ihn dieselben dann mit einem Male zerstören und die Felder, die sie schützten, überfluten sieht, so wirkte die kaiserliche Gewalt unter Augustus ganz unvermerkt und brach dann unter Tiberius mit Ungestüm hervor". Tiberius, heisst das, gebrauchte nicht die kluge Vorsicht des Augustus, mit welcher dieser den wachsenden Despotismus verhüllt hatte durch scheinbare Beibehaltung republikanischer Staatsformen. Bei dem Kaiser Tiberius stand, wie der Verfasser richtig bemerkt, der Staatsmann beständig hinter dem Menschen zurück. Seine Handlungen sind der Ausfluss seiner leidenschaftlichen Natur: Menschenverachtung, Misstrauen gegen sich und gegen andere, Grausamkeit sind die Wurzeln seines Handelns. Montesquieu folgt der trefflichen Charakteristik bei seinem Lieblingsautor Tacitus, welcher uns ein ungünstiges, wohl nicht anzuzweifelndes Urteil über die Regierungsweise des Tiberius und deren Einfluss auf die ganze römische Welt hinterlassen hat. Es wird dargethan, wie schwer des Kaisers Grausamkeit und Menschenverachtung auf dem römischen Leben lastete, welchen ausgiebigen, ja ungebührlichen Gebrauch derselbe von der lex maiestatis machte, wie die Majestätsanklagen in die Hände des Senats übergingen, der zur Zeit der Republik über Angelegenheiten von Privatpersonen nie ein Urteil gefällt habe, wie die Macht des Volkes, dessen Versammlungen dem misstrauischen Herrscher verhasst waren, immer beschränkter wurde und dadurch, dass der Fürst im Namen des Senats über alle Ämter verfügte[25], zu diesen der Weg nur durch Schmeichelei und Kriecherei führen konnte, und wie infolge der Majestätsgesetze das Delatorenunwesen gewaltig um sich griff.

Montesquieu wendet sich nun zu der Regierung der auf Tiberius folgenden Kaiser, deren Despotismus zu einer furchtbaren Gewalt- und Willkürherrschaft ausartete.

Von dem Nachfolger des Tiberius, Caligula, sagt er, dem Sueton[26] folgend, dass es nie einen besseren Sklaven noch einen schlechteren Herrn gegeben habe. Er nennt ihn einen Sophisten in der Grausamkeit und meint, dass alle die freisinnigen Massregeln aus der ersten Regierungszeit desselben aus seinem Oppositionsgeist („dem Hange zum Widerspruch gegen das Verfahren der Vorgänger") hervorgegangen seien, so die Herstellung der Komitien, welche das Wahlrecht wieder erhielten, das er ihnen später jedoch wieder entzog, die Aufhebung der Majestätsgesetze, infolge deren er gezwungen wurde, Personen, die ihm missfielen, militärisch zu bestrafen, die Verteilung von Kornspenden an das Volk, dem ausserdem Spiele und Schaustellungen gegeben wurden.

Weiter wird uns geschildert, wie der Zustand des Reiches unter Claudius und seinen Nachfolgern aus dem Julisch-Claudischen Hause immer verwirrter, wie allmählich die Grösse des Reiches dem Leben der Kaiser verderblich wurde ähnlich wie einst die Grösse der Republik ihrer Verfassung, wie der letzte Kern des echten Römertums nach und nach zerstört wurde und die Sitten und Verhältnisse Roms völlig andere geworden waren.

„Galba, Otho und Vitellius waren nur flüchtige Erscheinungen. Vespasian war während der ganzen Dauer seiner Regierung nur auf die Wiederherstellung des Reiches bedacht, das nach einander im Besitze von sechs gleich grausamen Tyrannen gewesen war. Titus war die Wonne des römischen Volkes.[27] Domitian offenbarte sich als ein neues Ungeheuer. Nerva adoptierte den Trajan, den vollkommensten Fürsten, den die Geschichte kennt."

---

[25] Er übertrug die Wahl der Magistrate von den Volksversammlungen auf den Senat: Der Senat handelte immer auf direktem oder indirektem Antrieb des Tiberius und unter dessen Verantwortung. Er zeigte gegen die sklavische Gesinnung dieses Senats die tiefste Verachtung und sprach sie aufs nachdrücklichste aus (Vergl. Tac. Ann. III, 65). Indessen ist dies nur auf die Heuchelei und Verstellung des Kaisers zurückzuführen, der den Senat als Werkzeug gebrauchte, seine vermeintlichen Feinde zu stürzen, und ihn so zur schmählichsten Unterwürfigkeit herabdrückte, die er scheinbar bitter hasste.

[26] Sueton Cal. 10: Nec immerito dictum nec servum ullum meliorem nec deteriorem dominum fuisse.

[27] Sueton Tit. 1: Amor et deliciae generis humani.

Bei Trajan verweilt Montesquieu längere Zeit. Er preist seine glückliche und ruhmvolle Regierung, sein staatsmännisches und strategisches Talent, seinen edlen Charakter und seine Tugenden und schildert die Schwierigkeit seines grossen Unternehmens gegen das Partherreich. „Jeder andere würde bei einem Unternehmen unterlegen sein, wo die Gefahr immer gegenwärtig und die Hilfe fern war, wo man unter jeder Bedingung siegen musste und nicht sicher war, ob man nicht noch zu Grunde gehen würde, nachdem man gesiegt hatte.“

Über Trajans Nachfolger Hadrianus lesen wir, dass er die Eroberungen seines Vorgängers wieder aufgegeben und den Euphrat zur Grenze des Reiches gemacht habe, dass man aber in Rom unwillig über diese kaiserliche Politik gewesen sei infolge von Vorurteilen, welche sich auf eine Sage von der ersten Erbauung des Kapitols gründeten. Es ist dies eine Massregel Hadrians, die jedenfalls, wenn sie auch Lob verdient, doch als ein Abweichen von den alten römischen Principien zu bezeichnen ist und wohl geeignet war, das Ansehen Roms nach aussen zu schmälern.

„Um jene Zeit gelangte die Sekte der Stoiker im Reiche zu Verbreitung und Ansehen.“ „Die Römer verdankten derselben ihre besten Kaiser.“

Die strenge Lehre der Stoa, welche schon längst in Rom Eingang gefunden hatte, verschaffte sich erst in der späteren Kaiserzeit wirkliche Anhänger. Die Kaiser nahmen die Grundsätze dieser Philosophie, welche nach Tacitus (Histor. 4, 5) für Güter erachtet nur, was tugendhaft, für Übel nur, was schändlich ist, Macht, Adel und alles, was dem inneren Geistesleben nicht angehört, zu den indifferenten Dingen rechnet, zum Leitstern bei ihren Geschäften.

„Man empfindet ein geheimes Vergnügen, wenn man von Antoninus Pius spricht, und kann sein Leben nicht ohne eine gewisse Rührung lesen. Die Wirkung, die es hervorbringt, ist derartig, dass man eine bessere Meinung von sich selbst erhält, weil man eine bessere Meinung von den Menschen gewinnt.“ Die Quellen entwerfen uns in der That von diesem Kaiser ein reines, makelloses Bild, ein Bild des Musters eines praktischen Weisen und trefflichen Fürsten.

Die Weisheit Nervas, fährt Montesquieu fort, der Ruhm Trajans, der Heldensinn Hadrians und die Tugend der beiden Antonine flössten den Soldaten Achtung ein. Als aber neue Ungeheuer an ihre Stelle traten, zeigte sich der Missbrauch des Militärregiments in seinem ganzen Übermass: die Soldaten, die das Kaisertum verkauft hatten, ermordeten die Kaiser, um den Kaufpreis von neuem zu erhalten. Und nun schildert der Verfasser die Zeiten tiefer Zerrüttung, welche mit Commodus begannen, und die immer deutlicher auftretenden Symptome des nahe bevorstehenden Verfalls des Reiches der Römer. Er zeigt, wie bei dem Mangel einer gesicherten Thronfolge, einer Hauptbedingung des Gedeihens für ein so gewaltiges Reich, die Imperatoren rasch wechselten, wie im Inneren mannigfache Verderbnis und orientalischer Luxus überhandnahmen.

„Rom war nicht mehr Gebieter der Welt, sondern empfing Gesetze von der ganzen Welt.“ Dieselben Römer, will Montesquieu mit diesen Worten sagen, die Jahrhunderte lang die Völker des Erdkreises beherrscht hatten, sollten jetzt selbst ein Gegenstand der Unterdrückung werden.

In dieser Zeit geschah es auch, wie weiter erzählt wird, dass das Christentum sich im Reiche ausbreitete und den Verfall des altrömischen Wesens beschleunigen half. Dazu kam die Erstarkung der germanischen Völker. „Die Barbaren, die den Römern anfangs unbekannt und später nur lästig waren, waren ihnen jetzt furchtbar geworden.“

Nach der Regierung der vier kräftigen und thätigen Herrscher, des Claudius, Aurelianus, Tacitus und Probus, welche das dem Untergange nahe Reich auf kurze Zeit wiederherstellten, folgte die Epoche der durch Diocletian vollendeten absoluten Monarchie, zu deren Darstellung Montesquieu im 17. Kapitel nun übergeht. Er berichtet, dass dieser Kaiser Mitregenten einsetzte, indem er das aus-

gedehnte Reich in vier grosse Teile zerlegte und über jeden einen seiner Mitkaiser als Regenten stellte, mit dieser Teilung der Regierungsgewalt aber eine feste Thronfolgeordnung verband, dass er ferner ein orientalisches Hofceremoniell einführte und dass Constantin den Sitz der Herrschaft nach dem Oriente verlegte. Zu diesem Entschlusse, den Regierungssitz nach Byzanz zu verlegen, führten, wie Montesquieu annimmt, den Kaiser Constantin Gründe persönlicher Eitelkeit. Indessen ist sicher, dass auch gewichtige Gründe politischer Natur den Kaiser zu dieser Massregel veranlassten.

„Die Teilung des Reiches wurde der Untergang desselben.“ Nachdem der Verfasser veranschaulicht hat, wie die Monarchie der Römer infolge der Regierung schlechter Kaiser von Tiberius bis Nerva und von Commodus bis Constantin dem Untergange zustreben musste, fügt er als letzte Ursache des Falls die Teilung des Reiches hinzu. Eine der wichtigsten Ursachen jedoch, welche seine Auflösung vorbereiteten, nennt Montesquieu nicht oder hebt sie wenigstens nicht mit dem gehörigen Nachdruck hervor, die Ausbreitung des Christentums und seine Erhebung zur Staatsreligion durch Constantin.

Im Anschluss an die Bemerkung, dass Kaiser Valentinian sein Augenmerk namentlich auf die Verteidigung der Grenzen des bedrohten Reiches gerichtet habe, giebt uns Montesquieu eine Beschreibung des Anfangs der Völkerwanderung. Diesseits der Donau, also innerhalb des römischen Reiches mussten dem germanischen Volke der Goten von dem Kaiser Valens Wohnsitze eingeräumt werden. Das Reich war von allen Seiten bedroht. Mit Mühe erwehrte man sich der Einfälle der Völker. Im 18. Kapitel schildert der Verfasser, welche Massregeln die römischen Kaiser den von den fremden Elementen drohenden Gefahren gegenüber ergriffen, wie die neue Politik, welche der der alten Römer ganz entgegengesetzt war, das Reich dem Verfalle nur noch näher bringen musste.

„Hier in einem Worte die ganze Geschichte der Römer: durch ihre Maximen überwanden sie alle Völker, als sie aber dieses Ziel erreicht hatten, konnte ihre Republik nicht länger bestehen. Es trat eine unvermeidliche Änderung in der Verfassung ein, und neue Grundsätze, die den ersten ganz entgegengesetzt waren, aber bei der neuen Regierungsform Anwendung fanden, brachten ihre Grösse zu Fall.“ Vor allem aber wird darauf hingewiesen, dass die Römer allmählich die alte militärische Zucht verloren, dass in dem immer bunter zusammengesetzten Heere Waffengattungen aufkamen, die ihnen ursprünglich fremd gewesen, dass die Zahl der barbarischen Auxiliartruppen die römisch eingerichteten Legionen überstieg und mit der Zeit auch die Tugenden, die Rom zu der Grösse geführt, im Volke erstarben.

„Die Römer mussten dulden, dass Attila alle Völker des Nordens unterwarf.“ Attila wird von Montesquieu als einer der grössten Herrscher hingestellt, von denen die Geschichte erzählt. Nach seinem Tode hätten sich die barbarischen Nationen wieder geteilt, aber die Römer seien so schwach gewesen, dass kein Volk so klein war, dass es ihnen nicht hätte schaden können. Stufenweise sei das Reich vom Verfall zum Sturze übergegangen, bis es unter Arcadius und Honorius plötzlich zusammenbrach. Es folgen die Gründe, warum das weströmische Reich zuerst zusammenstürzte.

„Rom hatte sich vergrössert, weil es immer nur aufeinander folgende Kriege gehabt hatte, da jede Nation infolge eines unbegreiflichen Zufalls immer erst dann angriff, wenn die andere vernichtet war. Rom wurde vernichtet, weil alle Völker es gleichzeitig angriffen und allenthalben eindrangen.“

Das oströmische Reich, sagt Montesquieu zu diesem übergehend, hielt sich noch einige Zeit, weil die Völker, die in dasselbe eingefallen waren, sich meist gegenseitig vernichteten und die Römer sie wegen ihrer Wildheit leicht gegeneinander aufreizen konnten. Der Kaiser Justinian habe deshalb Afrika und Italien wiederzuerobern unternommen. Montesquieu schildert uns die Kämpfe, welche unter

der Regierung dieses Kaisers gegen die von allen Seiten in das Römerreich eindringenden Barbaren geführt wurden, nach den Historien des Procopius, eines byzantinischen Schriftstellers, in welchem die Regierung Justinians sowie die Geschichte der Vandalen und Goten einen trefflichen Darsteller gefunden hat. Rühmend gedenkt Montesquieu der ausgezeichneten Feldherren Justinians, Belisar und Narses, rügt aber des Kaisers schlechte Regierungsweise, seine Verschwendungssucht, seine willkürlichen Bedrückungen und Erpressungen, seine Baulust, die zur Leidenschaft ausartete, die Haltlosigkeit in seinen Entwürfen und erinnert daran, wie das von aussen gefährdete Reich auch im Inneren durch heftige Kämpfe kirchlich-politischer Parteien arg zerrüttet wurde. Schliesslich entwirft uns der Verfasser ein Bild des traurigen Zusammenbruchs dieses byzantinischen Reiches. Unter den Nachfolgern Justinians verfiel, wie auseinandergesetzt wird, das Reich in einen trostlosen Zustand, da im Inneren religiöse Streitigkeiten, harter Steuerdruck und Verfolgungen die Leidenschaften stachelten, an den Grenzen aber wieder von neuem die Barbaren das Reich bedrängten.

„Die Geschichte des griechischen (oströmischen) Reiches ist nichts als ein Gewebe von Empörungen, Aufständen und Verrätereien." — „Das Reich," so schliesst Montesquieu seine Considérations, „auf Constantinopel mit seinen Vorstädten eingeschränkt, endete unter den letzten Kaisern wie der Rhein, der nur noch ein Bach ist, wenn er sich in den Ocean verliert."

## III.

Das Verdienst Montesquieus um die römische Geschichte besteht nun, um alles zusammenzufassen, darin, dass er im Gegensatz zu seinen Vorgängern das ganze Gebiet der römischen Geschichte, nicht nur einzelne Perioden, Ereignisse oder Männer mit hellem Lichte beleuchtet und so die Vorstellungen über die Geschichte Roms, wie sie heute nach den grossen Arbeiten Niebuhrs, Schweglers, Mommsens und Ihne allgemein verbreitet sind, zum guten Teil mit hat schaffen helfen. Montesquieu ist der erste, welcher gezeigt hat, welche Ursachen das Wachstum und den Verfall des römischen Staates herbeigeführt haben, welcher entwickelt, wie die kleine römische Stadtgemeinde, von kraftvollen Königen geleitet, sich allmählich über die benachbarten Gebiete ausdehnte und die Herrschaft über ganz Italien errang und endlich die Kraft in sich gewann, die sämtlichen um das Mittelmeer gelagerten Völker ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Er zeigt uns den bewunderungswürdigen Aufbau des römischen Staates und Reiches und ebenso den Zerstörungsprocess, durch welchen die Fundamente des Gebäudes nach und nach untergraben wurden. Es ist sein Werk der erste Versuch einer pragmatischen Geschichtsschreibung, in welchem er dadurch, dass er die Ereignisse in ihrer notwendigen Aufeinanderfolge und inneren Verkettung darstellt, mit einem nach den heutigen Begriffen wenig gesichteten Material es doch verstanden hat, einen ziemlich genauen Einblick in das bewegte Leben des Römerstaates zu thun. Montesquieu hält sich dabei an den Grundsatz seines grossen Vorbildes, des Tacitus, welcher hinsichtlich des pragmatischen Zusammenhangs in der Darstellung Hist. I, 4 sagt: Ceterum antequam destinata componam, repetendum videtur, qualis status urbis, quae mens exercituum, quis habitus provinciarum, quid in toto terrarum orbe validum, quid aegrum fuerit, ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur.

Seinen Lesern aber macht Montesquieu diesen Einblick nicht gar zu leicht; es muss vieles zwischen den Zeilen gelesen und erraten werden. Ähnlich wie Tacitus zwingt er den Leser zum Nachdenken. „Man darf einen Gegenstand," sagt er im Esprit des lois XI, 20, „nicht immer so erschöpfen, dass man dem Leser nichts zu thun übrig lässt. Es kommt nicht darauf an, dass man zu lesen, sondern dass man zu denken giebt."

Lange erst nach Montesquieu ist das Studium der alten Geschichte auf eine neue Grundlage gestellt worden. Seit Niebuhr nämlich hat der Geschichtsschreiber nach Natur und Wert der überlieferten Quellen zu fragen, sich auseinanderzusetzen mit den Resultaten der Quellenkritik, welche bestrebt ist, das Verhältnis der Quellen zueinander festzustellen und die uns erhaltenen späteren Nachrichten auf ihre ursprünglichen Gewährsmänner zurückzuführen. Durch Mommsen ist der monumentale Teil unserer Überlieferung als neues Material zu dem früheren hinzugefügt worden. Die römische Geschichtsforschung unserer Tage hat daher auf die durch Niebuhr und Mommsen neu gewonnenen Grundlagen Rücksicht zu nehmen. Zu Montesquieus Zeit dagegen ahnte man noch nichts von der Notwendigkeit einer strengen Prüfung der Echtheit und Glaubwürdigkeit der zu benutzenden Quellen. Wenn man also den Unterschied der Zeiten und den Fortschritt der Historiographie berücksichtigt, wird man um so weniger geneigt sein, das geschichtliche Verdienst Montesquieus zu schmälern, sondern ihm den ersten Rang unter seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuzugestehen kein Bedenken tragen. So sprechen denn auch die meisten Franzosen von ihm in Ausdrücken der grössten Verehrung und Anerkennung. D'Alembert sagt in seiner Lobrede auf Montesquieu: Die Reiche wie die Menschen müssen wachsen, abnehmen und vergehen. Diese notwendige Umwälzung aber hat oft verborgene Ursachen, welche die Nacht der Zeiten unseren Blicken entrückt, ja die das Geheimnis oder ihre anscheinende Geringfügigkeit mitunter selbst den Zeitgenossen verschleiert. Gerade in diesem Punkte herrscht die grösste Ähnlichkeit zwischen der alten und der neuen Geschichte. Doch ist die römische hiervon in gewisser Hinsicht auszuscheiden; sie bietet eine durchdachte Politik, ein fest befolgtes Vergrösserungssystem dar, welches nicht gestattet, das Glück dieses Volkes dunkeln und untergeordneten Triebfedern zuzuschreiben. Die Ursachen der römischen Grösse finden sich also in der Geschichte, und dem Philosophen liegt es ob, sie darin zu entdecken. Ein ziemlich kleiner Band genügte Montesquieu, um ein so anziehendes und vielumfassendes Gemälde auszuführen. Da der Verfasser sich nicht zu lange bei den Einzelheiten aufhielt und nur die fruchtbaren Zweige seines Gegenstandes erfasste, so wusste er in einem kleinen Raume eine Menge scharf aufgefasster und hinreissend dargestellter Gegenstände unterzubringen, ohne je den Leser zu ermüden. Indem er manches dem Auge vorführt, überlässt er noch mehr dem Nachdenken, und sein Buch hätte den Titel verdient: Römische Geschichte für Staatsmänner und Philosophen.

Montesquieu, rühmt Villemain in seiner Lobrede auf den Verfasser der Considérations, hat den ganzen Geist der römischen Republik erfasst. Welche Kenntnis der Sitten und der Gesetze! Die Ereignisse finden sich durch die Sitten und Bräuche erklärt, und die grossen Männer erstehen aus der Verfassung des Staates. An Stelle des die Aufmerksamkeit fesselnden Bildes einer stetig zunehmenden Grösse setzt er dann den traurigen Gegensatz der alle Früchte des Ruhmes erntenden Tyrannei. Ein neues Bild folgt, das der Sklaverei, die ein Volk durch alle Stufen der Erniedrigung bis zum völligen Untergange führt. Man wohnt mit dem Autor dieser langen Sühne der Eroberung der Welt bei, und die besiegten Nationen erscheinen uns nur zu sehr gerächt.

Endlich sei noch auf die Schrift Taines über Livius (H. Taine, essai sur Tite Live) hingewiesen, in welcher (p. 172—188) die Philosophie der Geschichte bei Montesquieu einer geistreichen Erörterung unterzogen wird.

Freilich darf man, was zum Schluss noch hervorgehoben werden soll, nicht übersehen, dass sich in den Considérations manches einseitige, ja falsche Urteil über römische Verhältnisse findet, dass besonders oft einzelne Vorkommnisse generalisiert werden und dass der Verfasser manches gewichtige Moment ausser acht gelassen oder wenigstens nicht nach Gebühr gewürdigt und verwertet hat. Namentlich ist es die Verfassungsgeschichte, deren Entwickelung er nicht recht zu folgen weiss und über deren einzelne Punkte manche Unklarheit zu Tage tritt, was durch den Stand der damaligen

Geschichtsforschung leicht seine Erklärung findet. Gewiss ist auch nicht zu leugnen, dass Montesquieu bei seinem Streben, die Geschichte philosophisch zu behandeln, diesem die geschichtliche Wahrheit bisweilen zum Opfer bringt und in die Darstellung Anschauungen hineinträgt, die einer unbefangenen historischen Betrachtung fern liegen.

Trotz dieser Mängel werden die Considérations Montesquieus dennoch schätzbar bleiben, da sie der neueren Zeit den Weg gezeigt haben, wie man Geschichte auffassen und schreiben muss, und den Grund zu den heutigen Anschauungen und Vorstellungen über die Geschichte des römischen Volkes und seiner Zeit gelegt haben. Darin beruht das oft nicht hinreichend gewürdigte Verdienst Montesquieus und die Bedeutung seiner Considérations.

---

Anhangsweise sollen hier noch einige geistreiche Urteile, welche in den Considérations Montesquieus niedergelegt sind, ihren Platz finden, da sie von dem Scharfsinne und der Beobachtungsfähigkeit eines wahrhaft historischen Geistes Zeugnis geben.

Die Stellen, welche die Nachwelt anweist (Montesquieu spricht von Tarquinius Superbus), sind wie alle anderen von den Launen des Glücks abhängig. Wehe dem Rufe jedes Fürsten, der einer Partei unterliegt, welche zur herrschenden wird, oder der ein Vorurteil zu zerstören gesucht hat, das ihn überlebt! (cap. 1).

Die Tyrannei eines Fürsten bringt einen Staat seinem Untergange nicht näher als die Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl eine Republik. Der Vorteil eines freien Staates besteht darin, dass die Einkünfte in demselben besser verwaltet werden, aber werden sie auch schlechter verwaltet, so ist der Vorteil eines freien Staates der, dass es in ihm keine Günstlinge giebt; trifft aber auch das nicht zu und ist man gezwungen, statt nur die Freunde und Verwandten des Fürsten zu begünstigen, für das Glück der Freunde und Verwandten aller derjenigen zu sorgen, die an der Regierung teilhaben, so ist alles verloren; die Gesetze werden dann in weit gefährlicherer Weise umgangen, als sie durch einen Fürsten verletzt werden, der, da er doch immer der grösste Bürger des Staates ist, auch das meiste Interesse an dessen Erhaltung hat (cap. 4).

In den Staaten, welche von einem Fürsten regiert werden, lassen sich Spaltungen leicht beseitigen, weil in den Händen des Fürsten eine zwingende Gewalt ruht, welche die beiden Parteien zusammenführt; in einer Republik dagegen sind sie von längerer Dauer, weil das Übel gewöhnlich die Macht selbst angreift, die es heilen könnte. — Nichts ist mächtiger als eine Republik, in der man die Gesetze nicht aus Furcht, nicht aus Überlegung, sondern aus Leidenschaft beobachtet, wie es in Rom und Sparta geschah; denn in diesem Falle verbindet sich mit der Weisheit einer guten Regierung die ganze Kraft, welche eine Partei haben könnte (cap. 4).

Wenn man zwei grosse Völker einen langen und hartnäckigen Krieg führen sieht, so ist es oft eine verfehlte Politik zu glauben, dass man ruhiger Zuschauer bleiben könnte; denn dasjenige von den beiden Völkern, welches gesiegt hat, unternimmt sogleich neue Kriege, und eine Nation von Soldaten kämpft gegen Völker, welche nur Bürger sind (cap. 5).

Diejenigen, welche einem Könige gehorchen, werden weniger von Neid und Eifersucht gequält als diejenigen, welche in einer erblichen Aristokratie leben. Der Fürst steht so hoch über seinen Unterthanen, dass er kaum von ihnen gesehen wird, und er ist so erhaben über sie, dass sie sich keine Beziehung denken können, die ihnen missfallen könnte. Aber die im Besitze der Macht sich befindenden Aristokraten sind den Blicken aller ausgesetzt und nicht so erhaben, dass nicht unaufhörlich gehässige

Vorwürfe gemacht würden: daher sah man zu allen Zeiten und sieht man noch heute das Volk die Senatoren verabscheuen. Die Republiken, in denen die Geburt keinen Anteil an der Regierung verleiht, sind in dieser Hinsicht die glücklichsten, denn das Volk kann auf eine Macht weniger neidisch sein, die es nach Belieben austeilt und wieder zurücknimmt (cap. 8).

Die freien Staaten haben deshalb eine kürzere Dauer als die übrigen, weil die Unglücksfälle und die Erfolge, welche ihnen zu teil werden, sie fast immer um ihre Freiheit bringen, während die glücklichen und unglücklichen Ereignisse in einem Staate, wo das Volk unterjocht ist, in gleicher Weise die Knechtschaft des Volkes befestigen. Eine klug geleitete Republik darf nichts unternehmen, was sie dem guten oder bösen Geschick preisgiebt: das einzige Gut, nach welchem sie streben muss, ist die stete Fortdauer ihres Zustandes (cap. 9).

Es ist ein sehr grosser Unterschied zwischen guten Gesetzen und passenden Gesetzen, zwischen denen, welche bewirken, dass ein Volk sich zum Gebieter der übrigen macht, und denjenigen, welche seine Macht erhalten, wenn es dieselbe einmal erlangt hat (cap. 9).

Kein Staat bedroht die übrigen so sehr mit einer Eroberung als derjenige, der die Schrecken des Bürgerkrieges durchlebt. — In den Bürgerkriegen bilden sich oft grosse Männer, weil bei der Verwirrung die Verdienstvollen ans Licht treten, jeder sich Raum schafft und seinen Platz einnimmt, während man zu anderen Zeiten an seinen Platz und oft an einen ganz verkehrten gestellt wird (cap. 11).

Es giebt keine grausamere Tyrannei als die, welche unter dem Deckmantel der Gesetze und mit dem Anschein der Gerechtigkeit ausgeübt wird, denn das heisst die Unglücklichen, um so zu sagen, auf der Planke ertränken, auf die sie sich gerettet haben (cap. 14).

Hat die Regierung eine seit langem bestehende Form und haben die Dinge sich in einen bestimmten Zustand eingelebt, so erfordert beinahe immer die Klugheit, sie so zu lassen, weil die oft verwickelten und unbekannten Gründe, welche die Erhaltung eines solchen Staates bewirkten, auch bewirken, dass er sich noch ferner hält: ändert man aber das ganze System, so kann man nur den Unzuträglichkeiten vorbeugen, welche sich in der Theorie ergeben, und lässt andere, die nur die Praxis zeigen kann, ohne Abhülfe (cap. 18).

Es lebt in jeder Nation eine Hauptrichtung des Volksgeistes, auf welcher die Macht selbst beruht: wenn sie diesen Geist verletzt, verletzt sie sich selbst und hört notwendigerweise auf. Die gifthaltigste Quelle für alles Unglück der Oströmer war der Umstand, dass sie nie das Wesen und die Grenzen der geistlichen und der weltlichen Macht erkannten: dies hatte zur Folge, dass man beiderseits beständig auf Irrwege geriet. Diese wichtige Unterscheidung, die die Grundlage bildet, auf welche die Ruhe der Völker sich stützt, findet nicht nur in der Religion ihre Begründung, sondern auch in der Vernunft und der Natur, welche beide verlangen, dass Dinge, die ihrem Wesen nach nicht zu einander gehören und die nur von einander getrennt bestehen können, niemals mit einander verschmolzen werden (cap. 22).